

## **Die Erfindung von Paris**



Éric Hazan

# Die Erfindung von Paris

Kein Schritt ist vergebens

Aus dem Französischen

von

Michael Müller und Karin Uttendörfer



Matthes & Seitz Berlin



»Les Pas perdus? Mais il n'y en a pas.«  
André Breton, *Nadja*



# Inhalt

Éric Hazan. *Ein paar Falten mehr* 9

**Erster Teil** – Rundwege 17

Psychogeografie der Grenze 19

Das Alte Paris – *Die Quartiers* 35

*Rive droite*: Palais-Royal 37 – Carrousel 45 – Tuileries-Saint-Honoré 51 – Bourse 53 – Halles 64 – Sentier 72 – Marais 80 – Grands Boulevards 102

*Rive gauche*: Quartier Latin 124 – Odéon 133 – Saint-Sulpice 134 – Saint-Germain-des-Prés 136 – Faubourg Saint-Germain 139

Das Neue Paris – *I. Die Faubourgs* 149

*Rive droite*: Champs-Élysées 157 – Faubourg Saint-Honoré 163 – Faubourg Saint-Antoine 165 – Popincourt und Faubourg du Temple 168 – Faubourgs Saint-Martin und Saint-Denis 177 – Faubourgs Poissonnière und Montmartre 184 – Saint-Georges und Nouvelle-Athènes 189 – Europe 191 – Plaine Monceau 194

*Rive gauche*: Faubourg Saint-Marcel 196 – Faubourg Saint-Jacques 207 – Montparnasse 209

Das Neue Paris – *II. Die Dörfer* 223

*Rive gauche*: Vaugirard und Grenelle 232 – Plaisance 237 – Denfert-Rochereau und das 14. Arrondissement 239 – Das 13. Arrondissement, Butte-aux-Cailles, Quartier Italie 241

*Rive droite*: Passy und Auteuil 243 - Batignolles 249 -  
Clichy 250 - Montmartre 251 - Clignancourt 256 - Goutte-d'Or 257 -  
La Chapelle und La Villette 259 - Buttes-Chaumont 265 -  
Belleville 271 - Ménilmontant 276 - Charonne 279 - Bercy 282

**Zweiter Teil** - Das Rote Paris 289

**Dritter Teil** - »Im wimmelnden Gemälde von Paris ... « 393

Die Flaneure 395

Die schönen Bilder 423

## **Anhang**

Bildnachweise 472

Anmerkungen 473

Literatur 539

Ortsregister 558

Personenregister 573

Editorische Notiz 590

Dank 591



ÉRIC HAZAN  
Ein paar Falten mehr

Um wirklich erkennen zu können, was sich in den letzten zehn Jahren in Paris verändert hat, hätte man nach einer langen Abwesenheit zurückkehren müssen. Ich aber habe die Stadt unterdessen immer nur für kurze Zeit verlassen, sodass ich ihre Veränderungen betrachte wie einer, der sich vornimmt, täglich die Fältchen in den Augenwinkeln eines geliebten Gesichtes zu beobachten. Denn inzwischen ist Paris *intra muros* eine Stadt, deren Wandel sich langsam vollzieht. Es dauert eine gewisse Zeit, bis sich in einem Quartier die von Kabylen geführten Cafés in angesagte Szenebars verwandeln, bis die chinesischen Kleiderläden wieder eine oder zwei Straßen mehr erobert haben oder die »Stadterneuerung«, wie sie es nennen, die Armen noch um eine Runde weiter an den Rand, jenseits des Boulevard périphérique verdrängt.

Die physischen Veränderungen der Stadt Paris lassen sich als ein fortwährender Kampf zwischen dem Geist des Ortes und dem Zeitgeist betrachten. Nehmen wir zum Beispiel den namenlosen Platz, zu dem sich die Rue Mouffetard unterhalb der Kirche Saint-Médard verbreitert. Die alten Lebensmittelläden und Marktstände, die riesigen Bäume, die ihre Schatten auf das Eingangsportale von Saint-Médard werfen, die Überreste des kleinen Friedhofs, wo sich unter der Herrschaft Ludwigs XV. die Konvulsionäre von Saint-Médard am Grab des Diakons François de Pâris versammelten, die beiden sich gegenüberliegenden großen Cafés, kurz diese ganze Ansammlung verschiedener Epochen, Stile und Ereignisse, erfüllt den Platz mit einem einzigartigen Geist, der nirgends sonst zu finden ist. Die alten Pariser wissen noch, dass hier, unter ihren Füßen, die Bièvre hinunter zum Jardin des Plantes fließt und dass die große Fernstraße nach Italien an dieser Stelle ihren Anfang nahm. Eindeutig Geist des Ortes also, dennoch ist es dem Zeitgeist gelungen, hier ein Zeichen zu setzen: Die Mitte des Platzes nimmt ein riesiges, um einen Springbrunnen angelegtes Blumenbeet ein.

In einer gemeinsamen Aktion haben Straßenbau- und Grünflächenamt das Unmögliche versucht: diesen einzigartigen Platz in einen der Kreisverkehre umzuwandeln, die Frankreichs Straßennetz zu Tausenden zieren.

Der Respekt vor dem Geist des Ortes hat indes mit der tristen Idee eines nationalen Kulturerbes nichts zu tun, ebenso wenig wie eine misstrauische Haltung gegenüber dem Zeitgeist die Ablehnung des Zeitgenössischen bedeutet. Im Laufe der letzten zwanzig oder dreißig Jahre haben einige Bauwerke es sogar vermocht, einen neuen Geist des Ortes zu erschaffen: So hat die Glaspypiramide von Ieoh Ming Pei dem Innenhof des Louvre von Napoleon III. – einst nichts weiter als ein staubiger Parkplatz für die Museumskonservatoren – Leben eingehaucht, und nicht weit von ihr entfernt hat sich ein ganz neues Viertel, mit all seinen Fehlern und Vorzügen, um das Beaubourg herum entwickelt. (Ich sage nicht »Centre Pompidou«, denn Pompidou besaß einen miserablen Kunstgeschmack – sein Büro schmückten Werke von Agam –, außerdem war er anfangs gegen Piano und Rogers Entwurf, der sich nur dank der Hartnäckigkeit des Jury-Präsidenten, des großen Jean Prouvé, durchgesetzt hatte.)

Umgekehrt hat sich, wenn ich so sagen darf, der Charme mancher Orte in den letzten zehn Jahren gewissermaßen in Luft aufgelöst, ohne dass sich die historische Kulisse geändert hätte. So war das Café de la Mairie auf der Place Saint-Sulpice ein Etablissement, wo man wunderbar auf der Terrasse sitzen und einen Kaffee trinken konnte, wenn sich die ersten Sonnenstrahlen zeigten – ich habe dort übrigens die Passage über ebendiesen Platz geschrieben<sup>1</sup>, als Hommage an Georges Perec, der ihn in seinem *Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen* verewigt hat. Erscheinungsbild und Ausstattung haben sich nicht verändert, doch inzwischen meide ich diesen Ort wegen des Publikums, das sich heute aus schicken Touristen und eleganten Damen zusammensetzt, die sich von ihren Einkäufen in den nahegelegenen Geschäften ausruhen. Ihn meiden, kein Problem, nur: um wohin zu gehen? Die Antwort ist nicht einfach, so rar sind die noch immer ansprechenden Cafétterrassen auf der historischen Rive gauche geworden.

Unter den Akteuren, die in den letzten zehn Jahren aktiv zum Verfall des städtischen Raums in Paris beigetragen haben, würde ich die Direktion des Grünflächenamtes an erster Stelle sehen. Die »Begrünung« – so ihr

Ausdruck – macht vor keinem Pariser Quartier Halt und befällt Orte, die doch eigentlich nur in Ruhe gelassen werden wollen. Auf der Trasse der ehemaligen Mauer der Generalpächter waren die Boulevards de Rochechouart und de Clichy – von Barbès durch Pigalle und vorbei am Moulin Rouge bis zur Place de Clichy – durch einen Mittelstreifen getrennt, der teils als Parkplatz, teils als Fußballplatz für die Kinder des Viertels diente, teils auch als ein Fleckchen, auf dem hauptsächlich osteuropäische Touristen nach einem Besuch der umliegenden Sexshops oder Kebabs auf einer Bank eine letzte Dose Bier leerten. Kurz, eine Brache, wie sie eine Stadt benötigt, damit sie Luft holen kann. Doch die Stadtverwaltung von Paris mag keine freien Räume. Auf der ganzen Länge dieser alten Boulevards wurden Bepflanzungen vorgenommen: Umzäunt von Metallgittern sind überall immergrüne, ausnehmend hässliche Pflanzen zu sehen, die man offenkundig ausgewählt hat, weil sie nie blühen und sich besonders schnell mit einem düsteren Staubmantel überziehen.

An manchen Orten wird die »Begrünung« durch Sträucher in Kübeln oder riesigen Töpfen gewährleistet, wie zum Beispiel in der Rue des Rosiers, im Marais, dem alten jüdischen Viertel. In Verbindung mit der Erneuerung des Straßenpflasters inklusive zentralem Rinnstein haben derlei dürftige Stängel dieser Straße, in der noch vor zehn Jahren etwas von ihrer aschkenasisch-proletarischen Vergangenheit weiterlebte, den Todesstoß versetzt.

Doch wir wollen nicht übertreiben. In den letzten Jahren hat es nichts annähernd so Katastrophales gegeben wie die Zerstörung des oberen Teils von Belleville in den 1960er Jahren oder die Verwüstung der Place de la Bastille durch den Bau der Oper von Carlos Ott zwanzig Jahre später. Es ist sogar einiges Gelungenes entstanden, wie die bepflanzte und »schwebende« Promenade auf dem alten, früher zur Gare de la Bastille führenden Viadukt oder die Passerelle Solférino von Marc Mimram, die das Musée d'Orsay auf geistreiche Art mit dem Tuileriengarten verbindet. Tatsächlich ist der – weit verbreitete – Eindruck, Paris habe sich in jüngerer Zeit stark verändert, durchaus berechtigt, doch ist es weniger der bauliche, mineralische Rahmen, der sich gewandelt hat, als vielmehr die Art, wie die Stadt bewohnt wird.

Diese Entwicklung ist genau zu verorten. Auf der Rive gauche hat sich wenig getan. Außer in der großen Pariser Chinatown des

13. Arrondissements ist die Bevölkerung hier einheitlich weiß und bürgerlich geblieben. Die Schwarzen sind bei der Müllabfuhr, die Araber führen kleine Lebensmittelläden, die Polizei ist kaum zu sehen und die historischen Straßen sind so sauber wie die Fußgängerzonen in Provinzstädten. Alles ist nur ein bisschen gealtert. Inzwischen ist auf der Rive gauche gar nichts mehr los, wohingegen wir in meiner Jugend die Seine nur selten überquerten: Die Rive droite war für uns damals wie eine weit entfernte Wüste.

Heute weist dieses rechte Seineufer keine homogenere Struktur auf als während der aufständischen Junitage 1848 oder in der Zeit der Pariser Commune. In den Vierteln, die man, eher ironisch, als »die schönen Viertel« bezeichnet – sagen wir im Westen auf einer Linie, die von den Hallen über die Rue Poissonnière, die Rue du Faubourg Poissonnière und den Boulevard Barbès bis zum Flohmarkt Les Puces de Saint-Ouen führt – hat sich in zehn Jahren kaum etwas geändert. Batignolles, die Plaine Monceau, der Faubourg Saint-Honoré, Auteuil, Passy schlummern friedlich vor sich hin. Mit der Avenue des Champs-Élysées ging es weiter bergab – ich schrieb in den allerletzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, sie erinnere »an den Duty-free-Bereich eines internationalen Flughafens, dessen Ausstattung mal ein Abklatsch von Haussmann zu sein scheint, mal eine Art Neo-Bauhaus«<sup>2</sup>. Das trifft immer noch zu, doch das »Standing« des Flughafens hat stark gelitten, und man kann dort vor lauter Ketten mit falscher Pizza, echtem Fast Food oder mit unechtem Art déco ausgestaffierten Cafés kaum noch irgendwo vernünftig ein Glas trinken gehen.

Das volkstümliche Paris nimmt den Osten – den Nordosten, um genauer zu sein – der Stadt ein. Man hört oft die Klage, dass dieser ebenfalls verbürgerliche, dass die Prekären, die Armen, die Migrantinnen nach und nach verdrängt würden, weil sich Intellektuelle, Künstler, Designer, Journalisten und Fotografen dort breit machten, die in diesen Vierteln ihren scheinheiligen Nonkonformismus und ihren harmlosen Antirassismus kultivierten, dabei aber gleichzeitig die Mieten in die Höhe trieben. Das muss man differenzierter sehen! Es stimmt schon, dass bestimmte, früher wenig frequentierte Orte zu nächtlichen Treffpunkten einer mehr oder weniger begüterten Jeunesse dorée geworden sind: die Ufer des Canal Saint-Martin, die Place Gambetta und ihre Umgebung, die Rue Oberkampf an der Kreuzung zur Rue Saint-Maur. Genau dort habe ich vor ungefähr fünfzehn Jahren

den Beginn dieses Phänomens miterlebt: In jenem damals noch verlorenen Winkel wurde ein ehemaliges »bougnot« – so nannte man früher die Getränkeauschänke der Auvergnier, die zugleich Holz und Kohle in die Wohnungen lieferten – in ein schickes Café verwandelt, das Café Charbon, das Kohlen-Café, und in Folge seines Erfolges schossen die Bars hier nur so aus dem Boden, sodass sie die Rue Oberkampf und die Rue Saint-Maur nun beidseitig auf hundert Metern Länge überwuchern. Es trifft auch zu, dass vor zehn Jahren noch bitterarme und heruntergekommene Straßen wie die Rue Myrha oder die Rue Doudeauville im Norden der Goutte-d’Or nun nach und nach saniert werden, was dazu führt, ihre fragile Bewohnerschaft zu vertreiben, vornehmlich Afrikaner – häufig ohne Papiere und ohne Arbeit.

Doch glücklicherweise widersteht das populäre Paris wohl besser, als behauptet wird. Die Chinesen in Belleville, die Araber in La Goutte-d’Or, gestützt auf solide algerische Händler, denen ihre Geschäfte gehören, die Türken auf dem Markt der Porte Saint-Denis, die Afrikaner auf dem Marché Dejean (zugegebenermaßen in jüngster Zeit bedroht), die Sri Lanker und Pakistaner vom Faubourg Saint-Denis und in La Chapelle, all diese wunderbar verlockenden Enklaven halten sich und gewinnen hier und da sogar an Raum. Außerdem begünstigt die Präsenz von Schwarzen, Arabern und einer weißen prekären und proletarisierten Jugend in ein und denselben Straßen das Knüpfen von Verbindungen, insbesondere, um sich gemeinsam gegen ein Polizeiaufgebot zu stellen, das heute viel stärker ist als vor zehn Jahren. So löste 1996 die Abschiebung der hungerstreikenden afrikanischen Sans-papiers, die die Kirche Saint-Bernard in La Goutte-d’Or besetzt hatten, einen Sturm der Entrüstung aus. Heute würde sie untergehen in der Flut von Verhaftungen, Razzien und Abschiebungen, die das gemeinsame Los der volkstümlichen Pariser Viertel sind. Doch die gemeinschaftlich durchgeführten Aktionen schaffen nach und nach eine neue Situation, vor allem seit der großen Bewegung des Frühlings 2016 und der »Nuit debout«, der »Aufrechten der Nacht«, auf der Place de la République.

Unter anderem hat diese Bewegung von Neuem die alte Frage aufgeworfen: Wie kann man die Kluft zwischen Paris und seiner Banlieue überwinden? Diese Frage klingt sicher seltsam in den Ohren von Deutschen, denen seit Langem ein Berlin vertraut ist, dessen Grenzen, um es vorsichtig auszudrücken, verschwommen sind.

Denn Paris ist auf eine deutlich andere Art gewachsen als Berlin: Seit der Errichtung der Stadtmauer von Philipp II. August (1165–1223) bis zum Boulevard périphérique von Georges Pompidou (1911–1974) hat sich die Stadt in konzentrischen Schichten, wie eine Zwiebel, im Takt der aufeinanderfolgenden Mauerringe entwickelt. Und heute ist Paris eine physisch-materiell wie administrativ in sich geschlossene Stadt, die es wieder zu öffnen gilt, so wie es im Laufe ihrer Geschichte immer geschehen ist, wenn die jüngste der Befestigungsmauern ein zu enges Korsett bildete.

In den vergangenen Jahren hat sich diese Öffnung der Stadt hin zu ihrer Banlieue auf der Westseite schon weitgehend vollzogen, in einem großen Kreisbogen, der von Levallois – früher Zentrum des Gebrauchtwagenhandels, heute mit Firmensitzen des multinationalen Showbusiness und der Waffenindustrie gesegnet – bis nach Vanves und Malakoff verläuft. Auf diesem Bogen waren die geografischen und sozialen Bedingungen für eine Öffnung günstig. Die Übergangszone, die die Boulevards des Maréchaux und der Périphérique bilden, ist nicht zerschnitten – man kann sie zu Fuß überqueren, ohne sein Leben zu riskieren – und auf beiden Seiten lebt eine homogene weiße und finanziell eher gesicherte Bevölkerungsschicht.

Im Osten der Stadt hingegen sieht es vollkommen anders aus. Anfang der 2000er Jahre schrieb ich: »Es bräuchte einen Victor Hugo, um einen Vergleich anzustellen zwischen der Porte de la Muette mit ihren roten Kastanienbäumen, die ein grandioser Ort für eine Einschiffung auf die Liebesinsel Kythera wäre, und der Porte de Pantin, einer unüberwindlichen Barriere aus Beton und Lärm, wo die Autos auf der Stadtautobahn des Boulevard périphérique direkt über die Köpfe hinwegbrausen, während unten der Boulevard Sérurier in einer hässlichen Schneise quert, wo der schütterere Rasen des Mittelstreifens mit schmierigem Papier und Bierdosen übersät ist und die einzigen Lebewesen, die zu Fuß unterwegs sind, aus Lwiw oder Tiraspol stammen und hier versuchen, sich mit Betteln an der roten Ampel über Wasser zu halten.«<sup>3</sup> Die Situation hat sich kaum verändert. Zwischen Paris und der Banlieue klafft in diesem Sektor weiterhin ein tiefer Graben, und dies aus politischen Gründen. Die aktuelle Bevölkerung des einst »roten Gürtels« von Paris (von Ivry und Vitry im Süden bis nach Saint-Denis und Aubervilliers im Norden) besteht hauptsächlich aus Schwarzen und Arabern, eben jenen (oder ihren Brüdern und

Schwestern), die durch die »Stadterneuerung« und den Anstieg der Mieten aus dem Zentrum vertrieben wurden. Dieser Prozess reiht sich nahtlos ein in die Geschichte von Paris, wo seit der »Großen Einschließung«<sup>4</sup> von 1657, bei der man die Armen, die Unangepassten und die Verrückten hinter den Mauern des Hôpital général verschwinden ließ, das gemeinsame Vorgehen von Stadtplanern, Bauunternehmen und der Polizei stets darin bestand, die Armen und die »gefährlichen Klassen« aus dem Zentrum immer weiter hinaus aus der Stadt zu vertreiben. Warum zum Teufel sollte man unter diesen Umständen Grand Paris verwirklichen, mit dem Risiko, in den Vororten eben jene zurückzubekommen, die man mit so großer Mühe aus dem Zentrum entfernt hat? Auf Aufforderung des Staatspräsidenten hat die Crème de la Crème der offiziellen Architektur vor einiger Zeit ihre Pläne für das Projekt Grand Paris vorgestellt. Sie haben alle die Form von Gyroskopen oder Zentrifugen: Es geht darum, die Armen um die Stadt herum rotieren zu lassen, weit entfernt von ihrem Kern, um zu verhindern, dass sie länger hierher zurückkehren, als es für ihre Arbeit als Kassiererinnen oder Wachleute eben erforderlich ist.

Dank der Wirtschaftskrise wird zum Glück nichts von diesen Plänen umgesetzt werden. Grand Paris wird sich auf eine Neugruppierung der Polizeikräfte beschränken: Man hat schon beschlossen, die Zuständigkeit des Polizeipräfekten von Paris auf alle umliegenden Departements auszuweiten. Doch in der Geschichte der Stadt Paris sind Verwaltungsentscheidungen die eine Sache und das, was dann tatsächlich passiert, eine andere, unter Umständen ganz und gar andere Sache. Vor Jahren schon begann sich zwischen den volkstümlichen Pariser Quartiers – von Montmartre über Belleville und Ménilmontant bis Charonne – und den ehemaligen Arbeiterbastionen der angrenzenden Banlieue, Gennevilliers, Saint-Denis, Aubervilliers, Les Lilas und Montreuil, so etwas wie ein osmotischer Austausch einzustellen ... Auf beiden Seiten zählen für einen Teil der Jugend derselbe Lebensstil, dieselbe Musik, dieselben Kämpfe. Es ist wahr, dass man, um von einer Seite auf die andere zu gelangen, die Metro nehmen muss. Doch, wie schon Hugo in *Notre-Dame von Paris* schreibt: »Aber eine Stadt wie Paris wächst beständig«, und dieses beständige Wachsen werden die Oligarchen an der Macht nicht stoppen können.







ERSTER TEIL

# Rundwege

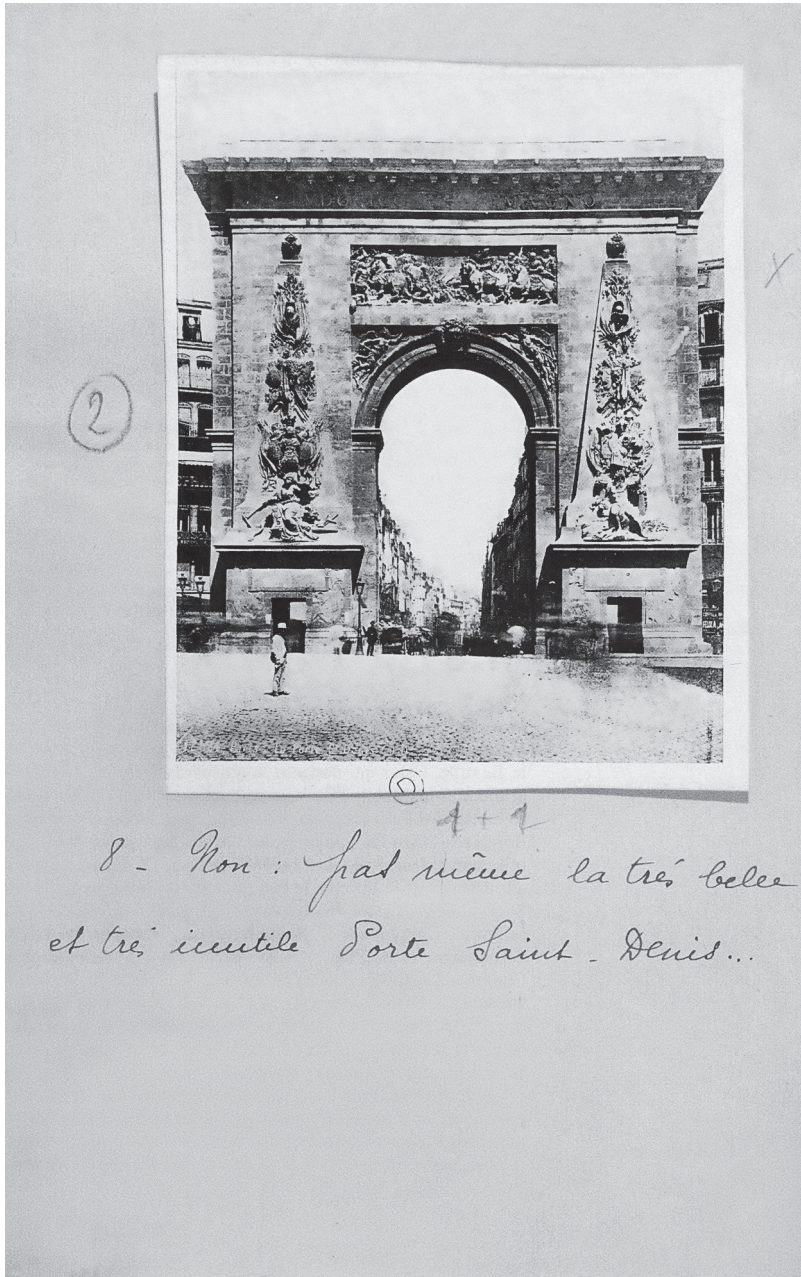
»Die Stadt ist nur scheinbar gleichförmig. Sogar ihr Name nimmt verschiedenen Klang in den verschiedenen Teilen an. Nirgends, es sei denn in Träumen, ist noch ursprünglicher das Phänomen der Grenze zu erfahren als in Städten. Sie kennen heißt jene Linien, die längs der Eisenbahnüberführungen, quer durch Häuser, innerhalb des Parks, am Ufer des Flusses entlang als Grenzscheiden verlaufen, wissen; heißt diese Grenzen wie auch die Enklaven der verschiedenen Gebiete kennen. Als Schwelle zieht die Grenze über Straßen; ein neuer Rayon fängt an wie ein Schritt ins Leere; als sei man auf eine tiefe Stufe getreten, die man nicht sah.«<sup>1</sup>

Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*

# Psychogeografie der Grenze

Wer den Boulevard Beaumarchais überquert und zur Rue Amelot hinabgeht, weiß, dass er das Marais verlässt und in das Quartier de la Bastille kommt. Wer das Standbild Dantons hinter sich lässt und an der großen Mauer hinter der École de médecine entlanggeht, weiß, dass er Saint-Germain-des-Prés verlässt und das Quartier Latin betritt. Die Grenzen zwischen den Pariser Quartiers sind oft mit dieser geradezu chirurgischen Präzision gezogen. Sie sind markiert durch Monumente – die Rotunde von La Villette, den Löwen von Denfert-Rochereau, die Porte Saint-Denis – oder auch durch Auffälligkeiten im Gelände – die Kuppe des Hügels von Chaillot über der Ebene von Auteuil, die Schneisen der Fernstraßen nach Deutschland und Flandern zwischen der Goutte-d'Or und den Buttes-Chaumont – und manchmal auch durch große Verkehrsadern, wofür der Boulevard de Rochechouart und der Boulevard de Clichy extreme Beispiele sind, denn sie bilden einen so markanten Einschnitt zwischen Montmartre und Nouvelle-Athènes, dass sich auf beiden Seiten weniger zwei Quartiers gegenüberliegen als vielmehr zwei unterschiedliche Welten.

Doch sind die Grenzen zwischen zwei Quartiers nicht immer ausdehnungslose Linien. Um von einem Quartier in ein anderes zu gelangen, muss man manchmal Zwischenzonen durchqueren, gleichsam Mikroquartiers, die den Übergang herstellen. Nicht selten haben diese die Form von in die städtische Struktur getriebenen Keilen: So trennt das Dreieck beim Arsenal zwischen dem Boulevard Henri-IV und dem Boulevard Bourdon – wo auf einer Parkbank an einem heißen Tag bei 33 Grad Flauberts Roman *Bouvard und Pécuchet* beginnt –, dessen Spitze bis zur Bastille reicht, das Quartier Saint-Paul von der Gegend um die Gare de Lyon; wo die Avenue de Saint-Ouen und die Avenue de Clichy auseinanderlaufen, ist es das Quartier Les Épinettes, das einen mühelosen Übergang von Batignolles nach Montmartre ermöglicht; oder etwa das rechtwinklige Dreieck der Arts-et-Métiers



»Die sehr schöne und sehr unnütze Porte Saint-Denis«,  
Illustration für *Nadja* von André Breton.